Wortwechsel

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **112 (1986)**

Heft 20

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

... wie einem der Schnabel gewachsen ist

Die Schwierigkeit zu sprechen (und zu schreiben!), «wie einem der Schnabel gewachsen ist», wird einem Deutschschweizer oft erst bewusst, wenn er mit Deutschen in Kontakt kommt, die sich darüber wundern, wie schwer es uns fällt, uns der hochdeutschen Sprache ohne längere

Von Felix Feigenwinter

Denkpause zu bedienen. Der Hinweis darauf, dass Hochdeutsch für die meisten von uns eine Fremdsprache ist, in die wir das in unserem mehr oder weniger blumigen Dialekt Gedachte immer erst übersetzen müssen, mag in unserem von solchen Problemen ungetrübten bundesdeutschen Gegenüber amüsiertes Staunen oder, noch schlimmer, herzliches Mitleid wecken.

Ausgerechnet jene, welche diese schwierige Klippe durch langjähriges Sprechenlernen und -üben des Hochdeutschen überwunden haben – nämlich ein paar fleissige Sprecherinnen und Sprecher des Deutschschweizer Fernsehens und Radios –, geraten von Zeit zu Zeit ins Kreuzfeuer öffentlicher Kritik und Diskussion. Befremdete Hörerinnen und Hörer fordern von diesen Sprechpionieren, sie mögen ihre beflissentlich erlernte perfekte hochdeutsche Aussprache zugunsten einer mehr an die schweizerische Mundart anlehnenden Phonetik wieder ablegen. Ob sich da nicht auch jener Neid regt, der dem Besseren missgönnt, was eigenes Unvermögen (und sei's manchmal auch nur Bequemlichkeit) nicht schafft?

Die Schwierigkeit, «zu reden, wie der Schnabel gewachsen ist», kann allerdings sogar im Dialekt innerhalb des engen deutschsprachigen Raums zu Problemen führen. Ein langjähriger Bekannter, Herr Knürpflimuser, den man als eine Art repräsentativen Durchschnittsschweizer bezeichnen könnte, klagte mir sein diesbezügliches Schicksal:

Als Kind eines Leimentalers und einer Stadtbaslerin, von der er städtisches Baseldytsch als Muttersprache lernte, wuchs Remigius Knürpflimuser keine zwei Dutzend Kilometer von Basel in einem Oberbaselbieter Ort auf. Dort heisst «sage» (sagen) «säge», «si hänn» (sie haben) «si hei», «Fänschter» (Fenster) «Feischter», «är kunnt» (er kommt) «är chunt» und so weiter.

Dann kam er zur Schule – in eben diesem Landschäftler Ort. Um nicht zu sehr als sprachlicher (und somit völliger) Aussenseiter gelten zu müssen, bemühte er sich, den rauhen Oberbaselbieter Dialekt so gut wie möglich zu übernehmen. Statt «Kind» sagte er «Chind», statt «Kirche» «Chile», statt «Wolgge» (Wolken) «Wulche».

Aber dann kam er nach Basel zur Schule. Ein neuer, umgekehrter Anpassungsprozess wurde nötig: Als im vornherein feststehender «Rammel», wie in der Stadt aus der ländlichen Region stammende Baselbieter ziemlich abschätzig bezeichnet werden, wollte er sich nicht auch noch sprachlich exponieren. Es reichte ihm, dass seine Klassenkameraden spöttisch annahmen, er müsse mit den Hühnern aufstehen, wenn er überhaupt den Morgenzug in die Stadt erwischen wollte, um rechtzeitig im Gymnasium zu erscheinen, und die sich einig darüber waren, dass, wenn er einmal trotzdem zu spät kam, zwischen zwei Dörfern eine Kuh das Bahngeleise versperrt habe ... Also entsann er sich wieder seiner durch markige Oberbaselbieter Laute verschütteten feineren städtischen Muttersprache – die er so rein, wie er sie als kleines Kind beherrschte, allerdings nie mehr sprechen konnte.

Später, im Militärdienst, hielten ihn die im südlichen Kantonsteil ansässigen aargauischen Dienstkollegen wegen seiner sprachlichen Eigenart für einen aus dem aargauischen Nordwesten stammenden Fricktaler. Resigniert lächelnd gab ihnen Remigius Knürpflimuser recht. Es erschien ihm einfacher, für diese Aargauer ein Fricktaler zu sein, statt als das erkannt zu werden, was er in sprachlicher Hinsicht offenbar ist: Eine mehr schlecht als recht geglückte Vereinigung zwischen der Stadt und Landschaft Basel.

Restaurant · Bar
Widder
Zürich 1 · Widdergasse 6
Zwischen Augustinergasse und Rennweg
Erlesene Speisen Schöne Weine
Einzigartige Atmosphäre
Geschäfts- und Familienanlässe
Reservationen Tel. 01-211 31 50

FELIX BAUM
WORTWECHSEL
Dogmatiker: Englischer Hundesachverständiger

Neue Ausstellung
OSTEUROPA
St. Alban-Vorstadt 9, Basel
Mi. und Sa. 16 bis 18.30 Uhr
Sonntag 14 bis 17 Uhr

Hannes Flückiger-Mick

Der Schlaf: Manko und Überschuss

Ich hab' nach sieben langen Stunden
noch immer keinen Schlaf gefunden.
Trotz allem Ködern, allem Locken
flieht er vor mir, als hätte ich die Pocken.

Der Schlaf scheint mir zu wenig seriös:
Mich macht sein Fehlen, andere sein Verharren bös.
Kann denn das Parlament nichts unternehmen,
um seine Lust zu quälen zu bezähmen?

Da gibt es beispielsweise Automobilisten,
die kann der Schlaf am Steuer überlisten.
Und Schüler, die im Unterricht entschlafen,
erleiden für Versäumtes lästige Strafen.

Buchhalter und Statistiker dagegen,
die sieben Nächte nacheinander wachgelegen,
die können mit total verschwollnen Augen
kaum mehr als Vogelscheuchen taugen.

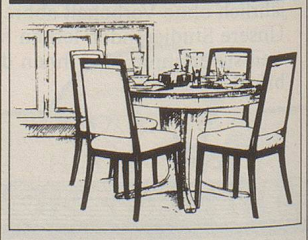
Das ist doch schädlich für die Volkswirtschaft
und für die Betroffenen so ekelhaft,
dass eine Kommission das untersuchen sollte:
Die könnte sicher helfen, wenn sie wirklich wollte.

Stichwort

Optik: Nicht sehen wollen ist die schlimmste der Augenkrankheiten. *pin*

Definition

Eine offene Ehe
ist eine Ehe,
die nicht
geschlossen ist.
Theodor Weissenborn

MASSIVMÖBEL
SPROLL

Besuchen Sie unsere Ausstellung
am Casinoplatz in Bern
Telefon 031 22 34 79